Die Hypothekenkiste.

Humoreske von Erich Fließ.

Ganz Sokolniki war auf den Beinen, als der Wagen der Gerichtskommission bei dem Kruge vorfuhr. Der alte Woiciech Przybylski lag im Sterben. Da er zweimal verheirathet gewesen und aus beiden Ehen eine ganze Anzahl Kinder vorhanden war, so hatte der älteste Sohn die Aufnahme eines gerichtlichen Testaments beantragt. Der Gerichtsrath trat in das Haus ein, ein junger Referendar folgte ihm auf dem Fuße. Dann begann der Rath langsam zu diktieren; sein Adjutant schrieb mechanisch das Diktat nach, während er allerhand philosophischen Spekulationen nachhing. Im übrigen handelte es sich bei der Testamentsaufnahme um den landesüblichen Normalfall. Dem ältesten Sohne wurde das Grundstück aufgelassen, die anderen sollten in entsprechenden Quoten ausgezahlt werden. An baarem Gelde beziehungsweise Werthpapieren besaß der Erblasser ein Hypothekeninstrument über ein Nachbargrundstück, auf dem er mit eintausendzweihundert Mark eingetragen stand. Das Dokument sollte das Gericht einstweilen bis nach erfolgtem Tode des Testators in Verwahrung nehmen. Der Rath bestätigte alle Maßnahmen und forderte die Einhändigung des Dokuments. Hier bekam das Protokoll einen kleinen Riß: das Hypothekeninstrument war nicht zu finden, obwohl der Schrank, in dem es bis dahin stets gelegen, sowie die übrigen Behälter in allen Stuben und Kammern das oberste zu unterst umgedreht wurden. Der „durchlauchtigste Herr Richter" vernahm kurz sämmtliche anwesende Hausgenossen, die alle ihre Unschuld betheuerten, und schloß das Protokoll einstweilen ab. Der Lokaltermin war beendet. Die Kommission konnte die Britschke besteigen und die vier Stunden elenden Landweges nach dem Gerichtsstädtchen bei dem unbehaglichen Novemberwetter wieder zurücklegen. Aber eine elegante Equipage fuhr im entscheidenden Augenblicke bei dem Kruge vor: der Besitzer des Rittergutes Sokolniki, Herr Roman von Unruh, sprang aus dem Fond, begrüßte sich mit dem Rath aufs freundschaftlichste, ließ sich den Herrn Referendar vorstellen und lud die hohe Kommission ein, ihm die Ehre zu erweisen; er sowohl wie die Damen hätten sich schon die ganze Woche auf diesen Besuch gefreut. Da morgen Sonntag war, so hoffte Herr Roman, daß er die beiden Herren bis morgen Abend als angenehme Gäste bei sich behalten dürfe. Im Herrenhause, das sich als ein einstöckiges, lang hingestrecktes Gebäude mit vorgebauter Auffahrtsrampe nicht übel präsentierte, machten die beiden Beamten zuerst ein wenig Toilette. Dann begab sich die Justiz in den Salon, woselbst die Dame des Hauses mit der ältesten Tochter, Wanda, ihrer bereits harrte. Nach Austausch der üblichen gesellschaftlichen Redensarten ging man zu Tisch. Der Rath führte die Gnädigste, der Adjutant die Tochter. Die allgemeine Unterhaltung drehte sich zunächst um die Testamentsaufnahme und das verschwundene Hypothekeninstrument. Der Rath führte das Wort, während der Referendar physiognomische Rassestudien machte, die diesmal ein angenehmeres Objekt fanden als vorher in dem abscheulichen Kruggebäude. Seine Tischnachbarin konnte unzweifelhaft als Schönheit gelten. Ein tadelloser, eleganter Wuchs, ein feingeschnittenes Gesicht mit dunklen Augen. Fräulein Wanda war eine Deutsche. Aber aus der Unterhaltung mit seinem Vorgesetzten während der Hinfahrt nach Sokolniki wußte der Referendar, daß die Unruhs sowohl in einer deutschen wie in einer stockpolnischen Linie in der Provinz vertreten waren. Daher glaubte der stille Beobachter auch in den funkelnden Augensternen sowie in den Wundwinkeln seiner Tischdame etwas zu entdecken, das er einstweilen für sich als „slavische Wildheit und Grausamkeit" analysierte. Fast zur gleichen Zeit war die stolze Haustochter mit ihrem eigenen Urtheil fertig. Eigentlich ließ sich gegen ihren Tischnachbar nichts einwenden. Aber seine blonde Erscheinung „fiel ihr doch etwas auf die Nerven"! Sie mochte nun einmal solche „Hamletnaturen" nicht. Sie reizten sie förmlich zum Kampf, zum Widerspruch! . . .

Die Bedienung bei der kleinen Tafel lag einem jungen Mädchen ob, das in seiner polnischen Nationaltracht als Typ eines hübschen Landmädchens der Provinz dienen konnte. Der Referendar bewunderte heimlich die natürliche Grazie ihrer Bewegungen, die Gewandtheit und unterwürfige Dienstbereitheit, das unveräußerliche Erbtheil ihres Stammes. Fräulein Wanda bemerkte natürlich sofort, daß die schlanke Dorfschönheit die Aufmerksamkeit ihres Tischnachbars erregte. Was doch ein schwarzes Sammetmieder, ein rother Rock und ein paar bunte Bänder gleich für eine Revolution in dem Gehirn eines Herrn der Schöpfung hervorbringen! Sehen Sie sich die holde Küchenfee nur genau an! . . In zwei, drei Jahren ist die Herrlichkeit zu Ende! . . . „Dann sieht die schöne Stefka genau so aus wie ihre Schwestern, deren Bekanntschaft Sie ja heute schon gemacht haben!" Der Referendar sah die Spötterin etwas unsicher an. „Daß ich nicht wüßte . . ." „Doch," beharrte die Dame; „die Stefka ist die jüngste Tochter des alten Przybylski. Sie gehört zu den „Erbinnen" von Sokolniki! Seit einem halben Jahre habe ich sie zu meiner Zofe erhoben, um sie wenigstens für die kurze Zeit ihrer ersten Blüthe vor dem Schmutze zu retten. Aber wie lange wird's dauern? . . . Mit irgend einem Bengel vom Hofe handelt sie doch an, und dann ist's vorbei; keine Macht rettet sie vor dem Schmutze einer polnischen Bauernwirthschaft!" Fräulein Wanda lehnte sich befriedigt zurück und betrachtete mit Wohlgefallen das Opfer an ihrer Seite. So . . . . der hatte einstweilen genug! . . . Die Tafel wurde aufgehoben. Man begab sich in den Salon, woselbst der Thee auf einen Samovar von Fräulein Wanda bereitet und eigenhändig herumgereicht wurde. Der Dr. juris setzte sich auf Wunsch der Damen an den Bechstein und gab einige Proben seiner musikalischen Begabung zum besten. Es war ernste, klassische Musik, wie sie wohl nie zuvor in solcher vollendeten Weise hier zu Gehör gebracht worden. Selbst Fräulein Wanda übertam ein unbestimmtes träumerisches Sehnen, über das sie sich schließlich wieder ärgerte.

Der Referendar verbrachte eine schlechte Nacht; er träumte allerhand durcheinander. Er erhob sich ziemlich früh vom Lager und beschloß einen Gang durch das Dorf zu machen. Als er den langen Korridor hinabging, gerieth er, unkundig des Situationsplanes, in einen Seitenflügel, der einige Kämmerchen mit durchsichtigen Lattenverschlägen aufwies. Aus dem einen tönte leiser Gesang. Ein junges Mädchen summte eine melancholische, nationale Weise, die den Referendar beinahe an den „König von Thule" erinnerte. Die Sängerin war die Stefka, die in ihrem Kämmerchen sich zum Gange nach dem katholischen Dorfkirchlein rüstete. Sie stand vor einem Gestell und kramte aus einem schmucklosen, roth und weiß angestrichenen Holzkoffer einige kleine Putzgegenstände hervor. Der Referendar rührte sich nicht. Das Halblicht, das hier oben herrschte, umgab die ganze Scenerie mit einem eigenthümlichen Zauber, den der Lauscher in einer dunklen Ecke nicht zu stören wagte. Dann ging die Stefka fort, ohne den Fremden zu bemerken und ohne die Lattenthür in ihrer ländlichen Sorglosigkeit zu schließen. Der Referendar war wieder allein. Er wollte sich entfernen, aber etwas wie eine faustische Stimmung überkam ihn und zog ihn nach dem Kämmerchen, das die junge Polin mit dem langen, bändergeschmückten Gretchenzöpfchen soeben verlassen. Er trat näher und spähte in dem schmalen, überaus bescheiden eingerichteten Raum umher.

Ein rein menschliches Empfinden durchströmte den Dr. juris. Es drängte ihn, diesem armen Landmädchen eine kleine Ueberraschung zu bereiten . . . . Was würde sie wohl für Augen machen, wenn sie später einmal in diesem Koffer da, der augenscheinlich ihre ganzen Habseligkeiten barg, eine goldene Münze vorfand, die sie sich als Schmuck an — die Korallenkette hängen konnte!! . . Der Referendar zog ein kleines Goldstück heraus und schlug den Deckel des Holzkastens zurück, der mit einigen bunten Heiligenbildern beklebt war . . Aber — was war das?! Die Seitenwände des Behälters waren mit steifen, weißen Papierbogen tapeziert, die mit sauberen Kanzleibuchstaben und Zahlen bedeckt waren. Obenauf der preußische Adler mit ausgebreiteten Flügeln! . . . Kein Zweifel, es war ein preußischer Hypothekenbrief und ebenso zweifellos derjenige, der aus dem Nachlasse des alten Przybylski, des Vaters der Stefka, vermißt wurde! . . . Das unwissende polnische Landmädchen hatte sicherlich keine Ahnung, mit welchen Werthpapieren sie ihre Lade ausstaffiert hatte . . . Natürlich war er, der gesetzeskundige Jurist, verpflichtet, seinem Vorgesetzten sofort Nachricht von diesem unerwarteten Funde zu geben! In diesem Momente überlief es den kühnen Entdeckungsreisenden bald siedendheiß, bald eiskalt. Wie motivierte er diese Entdeckungsfahrt in den Regionen der Dienstboten vor den Augen der gastfreundlichen Wirthe?

Schweigen durfte er nicht! Was that er nur, um diese verzauberte Hypothekenkiste in unverfänglicher Weise nach unten in den Bereich des zuständigen Richters zu schaffen? Plötzlich zuckte er zusammen. Ein leichter Tritt kam die Treppe und dann die knisternde Flurdiele entlang. Eine Stimme, die nur dem Fräulein gehören konnte, rief etwas ungeduldig: „Stefka, Stefka!" Der Referendar hatte noch soviel Geistesgegenwart, um sich in den dunkelsten Winkel der Kammer zu verkriechen, als Fräulein Wanda eintrat, flüchtig umherspähte, mit einigen mißbilligenden Worten hinausging, die Thür von außen abschloß und sich wieder nach unten begab. Der Dr. juris richtete sich in seinem Verstecke auf. Ihm war wirklich miserabel zu Muthe! . . Jetzt saß er erst recht fest! . . Sollte er warten, bis Jemand kam und ihr erlöste? . . . Welch eine Blamage! . . Kein Mensch würde nunmehr an seine Unschuld glauben. Hier konnte nur ein Gewaltstreich helfen und ihn aus der fatalsten Situation, in der ein Themisdiener sich jemals befunden, befreien. Nach kurzem Ueberlegen kam der gequälte Referendar zu einem Entschlusse. Er stemmte sich von innen gegen die Lattentheile und drückte einigemal mit der ganzen Wucht seines Leibes dagegen. Es gab einen kurzen scharfen Knall: Kramme und Schloß lagen am Boden, drei Latten waren in der Mitte geborsten, das Ganze sah nach einem schweren Einbruch aus. „Paragraph 243 des Deutschen Reichsstrafgesetzbuchs," murmelte der gesetzeskundige Ausbrecher, ergriff die ominöse Hypothekenkiste, schleppte sie den Boden entlang und versteckte sie hinter einem Haufen ausrangierter, leerer Kartoffelsäcke. —

Bald nach der Rückkehr der Dienstleute aus der Kirche erfüllte das Jammergeschrei der Stefka die oberen und unteren Regionen des Herrenhauses. Das kostbarste Stück ihrer Habe, der roth-weiße Koffer war während ihrer Abwesenheit in der Kirche gestohlen worden! „Der durchlauchtigste Herr Richter" mit seinem Adjutanten, begleitet von der Familie des Herrenhauses, begab sich an den Ort der That und besichtigte die Lokalität. „Sie müssen nachher eine offizielle Anzeige an die Staatsanwaltschaft aufsetzen," meinte der alte Rath würdevoll zu dem Hausherrn. Dieser wehrte ab: „Um Gottes willen! . . Die ganze Kiste ist nicht zehn Mark werth gewesen mit samt dem Inhalt! — Nachher kann ich womöglich drei bis vier Mal in die Stadt hinein zum Termin!" Der Referendar entwickelte einen wahren Feuereifer bei dem improvisiertem Lokaltermin. Fräulein Wanda machte hierüber allerhand spöttische Bemerkungen, bis sie auf einmal verstummte. Sie bückte sich und nahm unbemerkt von den Uebrigen einen blitzenden Gegenstand auf, den sie nach flüchtigem Betrachten in die Tasche gleiten ließ. Während des Diners bildeten das verschwundene Dokument und das noch geheimnißvollere Verschwinden der Kiste das allgemeine Unterhaltungsthema. „Man müßte eine Belohnung aussetzen für den findigen Kopf, dem es gelingt, beides wieder zu schaffen," schlug der Rath vor. Der Hausherr, der sich in fröhlichster Sektlaune befand, griff die Idee auf. Er spielte auf den König im Schillerschen Taucher an und vermaß sich, den glücklichen Entdecker mit der Hand seiner Tochter zu belohnen — falls diese damit einverstanden wäre. Fräulein Wanda blickte spöttisch zu ihrem Tischnachbar hin. „Reizt Sie das nicht, Herr Doktor?" Dieser lachte: „Sie halten mein Glück in Ihrer Hand, Gnädigste!"

Nach Tisch begab sich die ganze Gesellschaft in den Park. Fräulein Wanda führte ihren Tischherrn die mannigfach verschlungenen Pfade entlang, bis sich beide ganz allein befanden. Hier änderte die Gnädigste den bisherigen Salonton und begann mit strenger Inquirantenstimme: „Vermissen Sie selbst nicht etwas, Herr Doktor? . . . Ist Ihnen nicht auch ein Gegenstand abhanden gekommen?" Der so hart Inquirierte wurde verlegen. „Wieso? Wie meinen Gnädigste das?" Die Richterin von Sokolniki produzierte statt jeder Antwort ein kleines Breloque, welches der Referendar noch einige Stunden zuvor an seiner Uhr getragen. „Wissen Sie, wo ich das Bijou gefunden habe?"

Der Referendar biß sich auf die Lippen. Jetzt konnte ihn nur noch ein offenes Geständniß retten! Der „schwere Ausbrecher" legte es ab. Als der Dr. juris das unerwartete Auffinden des Hypothekenbriefes schilderte klärte sich die finstere Miene der Richterin auf. Das Ende war: der Referendar schleppte unter dem Schutze von Fräulein Wanda, die auf dem Boden Wache stand, den entwendeten Koffer wieder in die Kammer der Stefka zurück. Das Breloque beanspruchte die Richterin als Finderlohn und ließ sich außerdem von dem Herrn Doktor auf dem halbdunklen Bodenflur feurig die Hand küssen! . . .

Beim Kaffee überraschte die glückstrahlende Stefka die Herrschaften mit einmal mit der Meldung, daß ihr Koffer, ebenso geheimnißvoll wie er verschwunden gewesen, sich wieder eingefunden. Der Rath schlug mit der Faust auf den Tisch. „Zum Henker noch mal! . . Bringen Sie die seltsame Kiste doch mal her!" Die Stefka verschwand und schleppte den mystischen Koffer herbei. Der Rath untersuchte würdevoll zunächst das Aeußere nach etwaigen Verbrecherspuren, dann schlug er den Deckel zurück, und gleich darauf wieder mit der Faust auf den Tisch. „Wollte man denn die hohe Justiz zum Besten haben! . . . Da grinste ihm so das Hypothekendokument über das Grundstück von Sokolniki No. 28 an! Ein allgemeines Wundern hob sich, besonders beim Referendar und Fräulein Wanda . . So etwas . . Der Rath hielt ein strenges Examen mit der schluchzenden Stefka ab, die gar keine Ahnung davon hatte, mit welch einem kostbaren Dokumente sie den Koffer in ihrer ländlichen Unschuld ausstapeziert. Um sie zu beruhigen, schenkte ihr der Referendar ein Goldstück. „Sie scheinen sehr stark auf eine demnächstige Gehaltserhöhung zu rechnen," spottete Fräulein Wanda. „Vielleicht thut's einstweilen ein reicher Schwiegervater!" quittierte der Dr. juris mit glücklichem Lachen, in welches die Dame erröthend einstimmte. Der Rath gab ein kurzes juristisches Expose, wie dieses Hypothekeninstrument von den Brettern der Kiste zunächst losgelöst, dann durch drei Schnitte kassiert und schließlich ein neuer Hypothekenbrief gebildet werden mußte. Aber jetzt erhob sich noch eine Hauptfrage: Wer bekam den Finderlohn? . . . Die Kiste hatte sich allein wiedergefunden. Das Dokument hatte der Rath zuerst entdeckt. Der würdige Richter kratzte sich den Kopf: „Ich bin zu alt für Fräulein Wanda; mir fehlt die Courage! . . Vielleicht könnte mein Adjutant mich diesmal vollständig vertreten." Der Referendar verbeugte sich: „Ich will es versuchen!" Die übrigen lachten und geriethen über die geheimnißvolle Diebstahlsaffaire in die heiterste Laune.

Als die hohe Kommission nach Hause fuhr, sagte der Rath zu seinem Adjutanten: „Verlieren Sie die Hypothekenkiste nicht! Sie sollen sehen, Ihr Glück liegt darin!"

Der Referendar erwiderte nichts, er lachte bloß leise vor sich hin: „Mein Glück heißt Wanda."

Vom Banne befreit.

Eine Caprice aus dem Polnischen von Gabriela Japolska.

Mißmuthig ging der junge Maler nach Haus; er hatte mit seiner Kazia Streit gehabt, die er nach zwei Monaten schon heirathen sollte. Sie war auch wirklich zu kleinlich gewesen: sie besteht darauf, daß er zum morgenden Ball im Radlinskyschen Hause Lackschuhe anlegen solle, er Lackschuhe, . . . es war einfach lächerlich!

Und wie sie empört aufgefahren war, als er erklärt hatte, daß er, Roman Baranowski, nie und nimmer, dergleichen tragen würde! Sie hatte ja gethan, als ob ihrer Seele Seligkeit davon abhängen müßte!

Wenn er ihren Wunsch nicht erfüllen würde, dann würde er zeigen, daß er sie nicht liebe, hatte sie zuletzt ausgerufen mit den Worten: „Gut ziehe keine an; aber ich sage Dir, daß ich dann nicht mit Dir gehen werde, daß ich Dich dann überhaupt nicht mehr mag!" war sie aus dem Zimmer geflüchtet.

Aergerlich begann Roman ein Stück Weges zu laufen, als er an diese Scene dachte, und er schimpfte innerlich auf die Weiber, diese launenhaften, eigenwilligen und kleinlichen Naturen.

Und das mußte ihm noch bei seiner Kazia passiren, die er doch für etwas Besseres gehalten hatte, und welche er nach acht Wochen heirathen sollte — es war einfach lächerlich! —

Er war bei seiner Wohnung angekommen, stieg die Treppe langsam hinauf, aber er war noch nicht beruhigt, als er die Thüre zu seinem Zimmer öffnete, brummte er erregt: „Es giebt überhaupt keine guten Weiber mehr!"

Er trat ein, zündete die Lampe an, weil es schon dunkel geworden war, und dann ließ er sich in einen Sessel fallen. Die Ruhe in dem großen Raume, einem jener nüchtern eingerichteten Zimmer, wie sie Vermietherinnen an unverheirathete Personen abgeben, that ihm wohl, auch wurde er ruhiger; seine unstät umherwandernden Blicke blieben endlich an einer Stelle haften.

Da stand sie, seine Göttin, die er liebte, kalt und stolz in edler, wunderbaren Ruhe. Die ganze, klare Griechenschönheit lag auf ihrer freien Stirn und in den großen, stillen Augen. Bei einem Trödler hatte er sie entdeckt, als er durch die Vorstadt ging; er hatte sie erworben um einen verhältnißmäßig hohen Preis und sie nach Hause getragen sorgsam wie einen kostbaren Schatz. Ein Judas, der seinen Herrn um dreißig Silberlinge verkaufte, war ihm der alte Trödler gewesen, als er mit seinen dürren Fingern den herrlichen Marmorleib gestreichelt hatte. Und nun war die Göttin bei ihm, und er schaute mit stillem Entzücken und bete sie an.

Sie stand da mit ihren runden Armen, den herrlich geschwungenen, des Meißels eines Praxiteles würdigen Schwanenhalse, strahlte wie die Schaumgeborene . . . doch nein, sie war keine Göttin, war ein Weib, sein Weib . . . .

Kazia, was war Kazia, die sich grämte, weil er keine Lackschuhe tragen mochte . . . Aber diese da mit dem halbgeöffneten Munde und dem edelgeschnittenen Gesicht, o würde sie den Mund öffnen und sprechen, wie würde sie erzählen von den Wundern des alten Griechenland, dem edlen Sinn seiner Bewohner, seiner Schönheit, und sie würde ihm zuraunen alte Mären und Sagen, voller Duft wie der geheimnißvolle Schleier, der die Vergangenheit deckt . . . . Und er, er würde sie einführen in alle Errungenschaften der neuen Zeit, würde ihr erklären alle Wunder der Technik, ihr zeigen, welche Kräfte wir losmachten und in unsern Dienst stellten . . . Kazia, o, was war Kazia!

Ein Erdenweib sie: — aber jene, die Göttin, die Hohe, Edle, Unerreichte, sein Traum, sein ungestilltes Sehnen, seine Göttin, sein Weib, . . o, würde sie reden!

Und sie sollte reden, mußte reden, einmal wollte er zu ihren Füßen liegen und ihrer Silberstimme lauschen, und sollte es seine Seligkeit kosten

Und er saß und sann und starrte zu ihr hinüber . . . . o, wenn sie reden wollte! Aber sie stand da, starr und stumm.

Wie Nebel verschwamm es vor seinen Augen . . . er dachte nichts . . . sah nichts . . . sah nur sie . . . die halbgeöffneten Lippen . . . Gingen sie weiter auf? . . . verloren die Augens das Starre? . . . öffnete sich der Mund, daß die weißen Perlenzähne sichtbar wurden? . . . .

Eine weihevolle Stimmung erfaßte ihn, die große Ahnung eines Kommenden . . . und nun stieg die Göttin wirklich von ihrem Postament herab und kam auf ihn zu . . . .

Er sah ihr entgegen, seiner Göttin, seinem Weibe, sah das halbe Lächeln auf den Lippen und eine leichte Röthe in die marmornen weißen Wangen steigen, und er fiel auf die Knie nieder und breitete die Arme aus, während er trunken vor Seligkeit die Worte hervorstieß: „Göttin . . . . Weib . . . . mein Weib!" . . . .

„Du bist etwas schwärmerisch, mein Lieber; aber das schadet nichts, ich habe so etwas gern; ich denke, daß Du deshalb meine Wünsche erfüllen wirst und wir ganz gut miteinander auskommen werden."

Der etwas spöttische Ton, in dem diese Worte gesagt wurden, traf ihn wie ein Peitschenhieb, er erhob sich und sah starr die Gestalt vor ihm an. So sprach sie, seine Göttin, zu der er gebetet hatte . . . .

Unbekümmert um seine verblüffte Miene plapperte die Griechin weiter:

„Du siehst nicht gerade erfreut aus, mein Lieber; wozu hast Du denn mein Erwachen gewünscht? Schnell, rufe Deine Slaven und laß mir leinene Gewänder holen, solche von Byssus weißt Du und ein athenisches Purpurtuch; mich friert entsetzlich in Deinem finsteren Loch hier."

„Ja, was stehst Du und siehst mich verwundert an", fuhr sie fort, als er einige Schritte zurückgetreten war und sie erschreckt gemustert hatte, „ich brauche solche Sachen. Auch lasse mir etwas rothe Schminke holen und Cameen, unechte, wenn Du für echte kein Geld hast; dann muß ich noch Schuhe mit hohen Absätzen haben; denn dann sehe ich etwas größer aus", fügte sie mit leichtem Lächeln hinzu.

Er griff nach seinem Halse, als würge ihm dort etwas, sprechen wollte er und konnte kein Wort hervorbringen, und mit steigendem Abscheu und Zorn hörte er, wie die Edle, Hohe und Unerreichte fortfuhr:

„Auch Du, mein Lieber, könntest Dich etwas besser machen Wenn Du Dich würdest schön frisieren lassen, ein feines leinen Gewand anziehen, wie es die hohen Herren tragen statt der abscheulichen Dinger an Deinen Füßen echte, kunstvoll gearbeitete Sandalen anlegen, o dann, dann würde ich Dich vielleicht auch lieben können mit ewiger, unvergänglicher Liebe."

Alles hatte er ertragen, aber wie er sie so sprechen hörte, sie, die seine Bitten erst ins Leben gerufen hatten, die sein Geschöpf war, da erfaßte ihn ein unbändiger Zorn, er stürzte auf sie zu, packte sie bei den runden Armen und griff nach ihrem Halse, um sie zu würgen; dann schwamm Alles vor seinen Blicken, es sauste ihm in den Ohren, war ihm, als fiel er tief hinab, immer tiefer . . . dann war dunkle Nacht . . . .

„Heda, Freundchen, steh' auf!" Roman fühlte, wie ihm Jemand auf die Schulter klopfte.

Er fuhr empor; was, war sie doch noch da, sie, die er erwürgt hatte,, weil sie sein Herz zerriß? Er schlug die Augen auf, wüthend, mit der festen Absicht, sich wieder auf sie zu stürzen; aber sie war verschwunden. — Erstaunt sah er sich um, ... wer hatte ihn gerufen? . . . .

Ja, zum Kuckuck, was war denn das? Sollten denn heute alle seine Statuetten lebendig werden? Sein Apoll, der sonst bei seiner Staffelei stand, stand grinsend vor ihm und sah ihm frech ins Gesicht.

„Du brauchst nicht erstaunt zu sein, Freundchen, ich komme Deinetwegen und will Dich retten, weil ich Dich gern habe Ich habe wohl gesehen, wie Du Dich zu meiner griechischen Freundin aufgestarrt hast, welche Tochter einer Sklavin war und dumm wie eine Gans, als sie lebte; glaubst Du Thor, an ihr würdest Du mehr haben, wie an dem jungen Geschöpf, das Dich einige Male hier besucht hat, Deiner Braut?" . . . Hi, hi, hi! lachte der sonst so würdige Apoll dazu und schnitt eine Grimasse, als ob er Bauchgrimmen hätte.

Roman war empört. „Schweig Bube", rief er, „und lästere nicht!"

„Beim Styx, die Wahrheit scheinst Du nicht gern zu hören, lieber Freund, aber es ist so, wie ich Dir sage. Die Weiber bei und im alten Griechenland waren nicht im Geringsten anders wie die Euren, und wie sie sind werden sie wohl auch bleiben. Himmel, die Götter in Marmor, zu denen Du, wie zu Offenbarungen hinaufschaust; wenn Du nur wissen würdest, woraus sie zusammengesetzt sind . . . . O Du Thor, Du Thor" . . . .

Wieder lachte der Apoll in gräulicher Weise, sprang wie besessen und satanisch lachend um den armen Maler, so daß ihm Hören und Sehen verging, und er fühlte, wie er ein zweites Mal in Ohnmacht fallen wollte.

Aber diesmal kam es nicht so weit, er raffte sich energisch empor und erwachte. Die Lampe war herabgebrannt; der grauende Morgen schien ins Zimmer und im bleichen Scheine des anbrechenden Tages standen seine Göttin und sein Apoll ernst und würdig da wie zuvor.

Fröstelnd legt er sich in's Bette und als er am hellen Vormittag erwachte, da lag ein Brief auf seinem Nachttisch, ein Brief von seiner Kazia

„Lieber Roman!" schrieb sie, „verzeih' mir! Ich habe Dich ja so lieb und will gern mit Dir zu Balle gehen, auch wenn Du keine Lackschuhe trägst".

Roman küßte den Brief, lachte, küßte ihn wieder, und dann sagte er, während er mitleidig zu der Göttin hinübersah:

„Sie ist doch meine Kazia, mein Weib, und Lackschuhe werden jetzt erst recht gekauft."

Ueber die Beseitigung von Tätowirungen

hat ein junger französischer Marine-Arzt Dr. Felix Brunet in den „Archives de Medecine navale" eine lehrreiche Abhandlung veröffentlicht. Der Gegenstand scheint uns von weittragender Bedeutung zu sein, da das Vorhandensein bestimmter Tätowierungen an irgend einer Stelle des Körpers schon in unzähligen Fällen zur Wiedererkennung flüchtiger Verbrecher gedient hat. Wenn nun ein Verfahren erfunden würde, das eine verhältnißmäßig einfache und schmerzlose Beseitigung der unter der Haut eingearabenen Merkzeichen gestattete, so würde der Criminal-Polizei damit wenig gedient sein. Dr. Brunet schlägt einesseits ein solches Verfahren vor, man kann aber Zweifel darüber äußern, ob dadurch die bisher gelegentlich angewandten Mittel übertroffen worden sind. Besonders Soldaten und Seeleute—letztere, wie Jedermann weiß, noch in ganz besonderer Ueberzahl — haben eine Vorliebe für diese Art von Schmuck, aber es kommt häufig vor, daß mit den Jahren das Gefallen daran schwindet und vielmehr durch den lebhaften Wunsch ersetzt wird, die dem Körper mit unvergänglicher Schrift eingegrabenen Zeichen, die ihnen nicht mehr als Zierde erscheinen, loszuwerden. Es giebt, wie Dr. Brunet aussagt, wenige Schiffsärzte, die nicht von ihren Pflegebefohlenen gelegentlich darum angegangen würden, Tätowirungen zu beseitigen. Nun geben aber medicinische Lehrbücher kein Mittel dazu an die Hand, und der Arzt ist, wenn er dem Wunsch überhaupt nachkommen will, auf eigene Experimente angewiesen. Freilich sind schon seit alter Zeit unzählige Verfahren empfohlen worden, aber Alle sind mehr oder weniger unwirksam, und viele haben geradezu einen barbarischen Charakter. Die Unwirksamkeit aller bisher angegebenen Mittel ist vorzugsweise durch die große Verschiedenartigkeit in der Lage, der Ausdehnung und der Tiefe sowie auch der Erzeugungsweise der Tätowirung bedingt. Dr. Brunet giebt eine fesselnd geschriebene geschichtliche Uebersicht über diesen Gegenstand, worin er besonders die Persönlichkeit des berühmten napoleonischen Feldmarschalls Bernadotte, des späteren Schwedenkönigs, anführt, der in seinen jungen Jahren in seiner Begeisterung für die politische Umwälzung in Frankreich auf seinem Arme eine Huldigung an die eine und untheilbare Republik eintätowiren ließ und sich später auch gerne von dieser Jugendsünde befreit gesehen hätte. Am Schlusse seiner Abhandlung empfiehlt Brunet ein neues, von ihm angeblich erprobtes Verfahren zur Beseitigung von Tätowirungen, das er als zwar umständlicher, aber sicherer als die bisher gelegentlich benutzten Mittel rühmt. Es besteht aus folgenden Maßnahmen: Zunächst wird die ganze Hautstelle, auf der das Bild sich befindet, mit Bleipflaster eingefaßt und mit Cocain behandelt, um unempfindlich gemacht zu werden, dann wird Ammoniak als blasenziehendes Mittel angewandt. Nunmehr wird die Oberhaut entfernt und die bloßgelegte Zeichnung mit einem Höllensteinstift abgerieben. Nach 5 Minuten wird ein Verband von Salzwasser oder borhaltigem Wasser aufgelegt, der am nächsten Tage erneuert wird, während zugleich das Bleipflaster entfernt werden kann. Die Vernarbung geschieht unter einem Pulver, das zu gleichen Theilen aus Jodoform, rother Borke, Holzkohle und salicylsaurem Wismuth gemischt ist. Nach dieser Beschreibung kann ja Jeder darüber entscheiden, ob er Lust hat, dieses Verfahren an sich vornehmen zu lassen, und ob er die Ueberzeugung besitzt, daß er keinerlei Schmerzen dabei zu gewärtigen hat. Vorläufig braucht nach unserer Meinung die Criminal-Polizei noch keine Besorgniß zu hegen, daß sich in Folge dieses Brunet'schen Verfahrens die tätowirten Verbrecher ihrer Hautmerkmale leichter als bisher werden entledigen können.

— Der Frage, wie die Ameisen sich unter einander erkennen, ist der Straßburger Physiologe A. Bethe durch zahlreiche Versuche näher gekommen. Es ist bekannt, daß die Ameisen fremder Nester sich gegenseitig bekämpfen und tödten. Setzt man ein Thierchen in ein fremdes Nest, so wird es sofort von den Bewohnern überfallen und todtgebissen. Bethe wusch Ameisen mit Alkohol ab, wälzte sie dann in einem Brei, den er aus Ameisen eines fremden Nestes hergestellt hatte, und setzte sie so in diesem fremden Neste aus. Hier wurden sie nicht als Fremde erkannt, selbst bei ganz anderer Farbe und Gestalt. Umgekehrt benetzte er Ameisen mit dem Brei von einem fremden Stamme und setzte sie darauf in ihr eigenes Nest zurück. Sofort wurden diese von ihren eigenen Angehörigen überfallen und getödtet, demnach nicht erkannt. Bethe schließt daraus, daß die Ameisen einen für jeden Stamm eigenthümlichen Saft ausschwitzen, deren Geruch sie leitet. Dieser Geruch wird auch den Ameisenstraßen mitgetheilt und zwar so, daß die Ameise erkennen kann, ob der Weg zum Neste hin- oder vom Neste wegführt. Um dies zu beweisen, wurde ein Stück eines solchen Weges um 180 Grad drehbar gemacht. Die Thiere stutzten, sobald sie an die Stelle kamen, wo das Wegstück verkehrt eingesetzt war, setzten aber sofort den Weg fort, sobald das Stück wieder die ursprüngliche Lage einnahm.

— Höchster Triumph. Eine Theatergesellschaft giebt in einem Dorfe Schiller's „Räuber". Der Charakterdarsteller Reißer spielt den „Franz" so realistisch, daß die darüber empörten Bauern ihm nach der Vorstellung auflauern und ihn ordentlich durchhauen. — Ganz entzückt über diesen schauspielerischen Triumph, ruft Reißer, während die Schläge noch auf ihn niederregnen: „Ich danke Ihnen, meine Herren! Sie bereiten mir die schönste Stunde meines Lebens!"